Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 245 (1972)

Artikel: Kleine Komödie in San Sebastiano
Autor: Dutli-Rutishauser, Maria
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-657378

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

MARIA DUTLI-RUTISHAUSER

Kleine Komödie in San Sebastiano

Als im Abruzzendorfe San Sebastiano die Oliven reiften, sagte der Bauer Celestino zu seiner Schwester:

«Es wird noch ein paar Tage dauern, bis wir die Oliven ernten können. Das Wetter ist gut, und ich denke, dass ich bis zum Samstag wieder daheim bin.»

«Du willst fortgehen?» frage Marietta und sah von ihrer Arbeit auf. Die Sonne blendete ihre Augen, aber es kam ihr dennoch vor, Celestino sei unruhig und verlegen. Sie wiederholte die Frage noch einmal und hörte den Bruder sagen:

«Das habe ich mir den ganzen Sommer über vorgenommen. Jetzt finde ich, die Zeit sei da. Ich will eine Frau suchen. Das Leben, dünkt mich, vergehe zu langweilig, und ich sollte etwas mehr davon haben. Ich möchte Kinder hinterlassen, wenn ich sterbe. Weshalb habe ich sonst den Weinberg angelegt und die Ölbäume gepflanzt?»

Marietta, die ihren kleinen, leicht ergrauten Kopf zwischen hohen Schultern trug, schüttelte die Maiskörner aus ihrer schwarzen Schürze und fragte gedehnt:

«Und an mich hast du nicht gedacht? Wer hat die Rebensetzlinge bei Alessandro Ricci in Montepiccoli geholt? Etwa du? Tagelang bin ich mit dem Tragkorb auf den Hügel gelaufen, habe die Setzlinge samt der Erde um die Wurzeln heimgetragen und damit meinen Rücken verdorben. Wer hat dir gekocht und gewaschen und dich gepflegt, als du am Tage von Fronleichnam das Bein brachst? Nun fällt es dir ein, eine Frau nach San Sebastiano zu holen? Ach, Celestino, wie undankbar und herzlos wäre das von dir! Denke doch, dass die Brüder im Kloster der Minoriten damit rechnen, wir würden ihnen vor unserem Tode die Wiesen, die Ölbäume und den Rebberg vermachen. Was sollen sie denken, wenn du in deinen alten Tagen hingehst und eine Frau holst, die Kinder bekommt und alles zu eigen nimmt, was bisher uns und später ihnen gehören sollte? Der böse Geist hat dich umgarnt und deinen Frieden gestört. Ich will es Padre Mauro sagen, dass er für dich betet und –.»

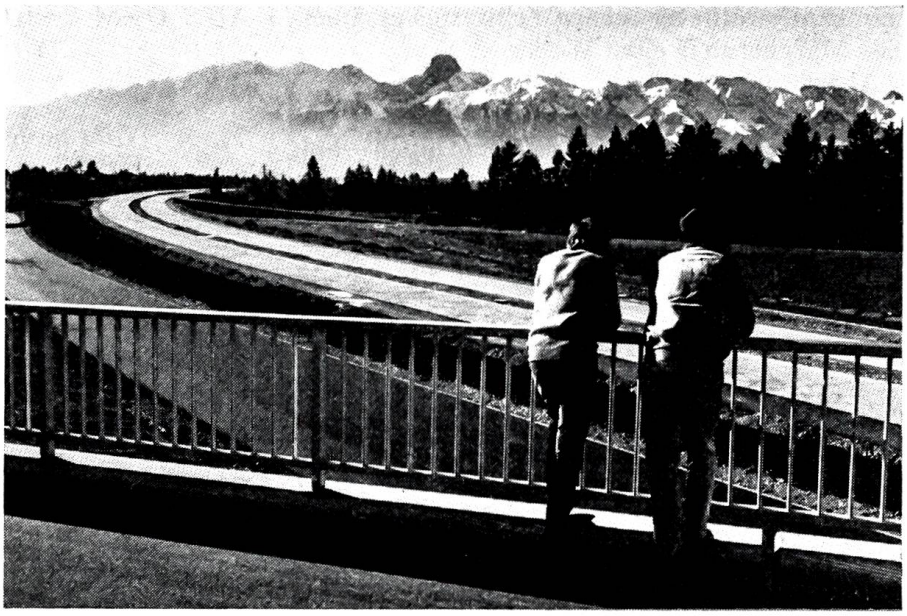
Es kann sein, dass Marietta noch länger gesprochen hätte, doch Celestino hob die Hände hoch und rief:

«Was brauche ich einen Padre? Kein Mensch hat da etwas zu sagen, wenn ich eine Frau will. Die Ehe, meine ich, ist ein Sakrament so gut wie die Weihe der Priester. Warum sollte mein Wunsch nach Frau und Kindern also vom Teufel stammen, he?»

Er hätte die Frage nicht tun sollen, denn Marietta, erbost und aufgeregt, wollte ihm beweisen, dass ein Priester himmelhoch über einem schimpfenden, nach Ziegenstall riechenden Bauern stehe, obgleich dieser Unterschied ja gar nicht zur Diskussion stand. Die Unterredung endete damit, dass Celestino die rauchschwarze Küche verliess und Marietta inmitten ihrer Maiskolben und leerem Maisstroh allein liess.

«Nun dann», sagte Marietta sehr energisch. Sie setzte sich nicht mehr nieder. Was sie zu bedenken hatte,

August 1970: Die Aare führt Hochwasser.
Mitgerissenes Holz staut sich an der Schwelle in der Matte.
Foto W. Nydegger, Bern



Die Autobahn von Kiesen nach Spiez kurz vor der Eröffnung
Foto F. Loertscher, Bern

müsste sie stehenden Fusses überlegen. Ihre Lage war keineswegs rosig. Geld hatten sie nicht, nur Grund und Boden, die Celestino einer Frau und Kindern zukommen lassen wollte, die noch kein Mensch kannte. Aber Marietta war auf der Hut. Während ihr Bruder die Sonntagshosen anzog und das breite, rote Band um seine Hüften schlang, rüstete Marietta sich innerlich zum Kampfe.

Celestino war nicht ganz aufrichtig gewesen. Er kannte nämlich die Frau schon recht gut, die er heiraten wollte. Sie war Witwe und wohnte in Castelnuovo. Wenn er montags zum Markte nach Popoli fuhr, stand sie manchmal am Wege, und als sie seinem Esel ein Stück Zucker schenkte, war das für ihn ein Fingerzeig Gottes gewesen. Dass sie fünf Kinder hatte, dünkte Celestino schön und gut. Es gab doch Ehen, die kinderlos blieben, nicht wahr? Das sollte bei ihm nicht vorkommen. Gewissheit war besser als die beste Hoffnung. Margherita teilte seine Ansicht und war bereit, zu ihm nach San Sebastiano zu kommen, sobald er es wünsche.

Celestino wusste nicht viel von der Liebe. Ihm genügte, dass Margherita bei ihm sein und die Zeit mit ihm teilen würde. Wenn er alt war, hatte er einen Menschen, der gut zu ihm war. Mehr erwartete er nicht. Für diese Dienste wollte er der Frau und ihren Kindern – sie waren dann doch auch die seinen, nicht wahr – das Erbe hinterlassen, das sonst an die Minoriten gefallen wäre.

Unter derlei erbaulichen Gedanken schritt Celestino gen Castelnuovo.

Seine Schwester aber trat ihm in die Quere, obgleich sie einen andern Weg ging.

«Padre Mauro», sagte sie am Sprechgitter, «Ihr wisst, was ich euch versprochen habe. Es war beinahe ein Gelöbnis, dass ihr mit euern Brüdern den Weinberg, die Ölgärten und die Weidrechte erben solltet. Nun hat sich etwas geändert. Ich will – Padre Mauro, erschreckt nicht – ich möchte heiraten. Das kann ich nur, wenn ich ein Heiratsgut habe. Ihr verwahrt das Testament meiner Eltern, nicht wahr? Darin steht, dass wir beide, Celestino und ich, das Erbe solange gemeinsam haben, bis eines von uns heiratet. Dieses soll den andern Teil bis zum Lebensende im Hause behalten gegen zu leistende Arbeit. Nun habe ich mich entschlossen, den Schritt zu tun. Anhelmo kann ja doch bei euch arbeiten, weil Celestino mein Knecht sein wird.»

Staunend fragte Padre Mauro:

«Ihr meint unsern Pförtner, den Anselmo? Ja, um Gotteswillen, seid ihr euch einig?»

Marietta stemmte die Fäuste in die Hüften, als wolle sie ihren Willen mit Nachdruck kundtun. Doch dann lächelt ihr gefältelter Mund, und schüchtern wie ein junges Mädchen sagte sie:

«Er wird schon wollen. Wenn er hört, dass die Oliven, die Ziegen und alles mir gehört – Padre Mauro, wie sollte er da widerstehen können!»

Es kam so, wie Marietta beschlossen hatte. Noch am selben Abend bestellten Anselmo und Marietta das Aufgebot. Als Celestino nachts

heimkam, wollte er seiner Schwester erzählen, dass Margherita in einer Woche ...

Aber Marietta unterbrach ihn:

«In einer Woche wird Anselmo sein Bett und den Kasten bringen. Wir heiraten am Montag nach S. Francesco. Wenn du willst, kannst du bei uns bleiben, denn laut Testament hast du das Recht dazu.»

Sie standen sich gegenüber, und Celestino, der nicht sehr schlagfertig war, stammelte:

«Was denn? Habe ich nicht gesagt, dass *ich* heiraten werde? Was wird Margherita denken, wenn ich ihr sagen muss, dass ... Wie ist das gekommen, Marietta? Hast du schon länger gewusst, dass du den Anselmo – aber nein, sag doch, dass du Spass machst! Du bist alt und Anselmo ...»

«Ich bin nicht alt, weil mein Herz jung ist, Celestino. Darauf kommt es an. Ich bitte dich, Bruder, sei vernünftig. Man kann vom Leben nicht alles erwarten. Morgen fahren Anselmo und ich nach Popoli, um die Ringe zu kaufen. Du kannst dann die Oliven ernten und die Ziegen besorgen. Mit gutem Willen, mein Lieber, wird es uns allen gut gehen, und wenn wir unsere Habe nun mit Anselmo teilen, so ist es fast, als würden wir unser Versprechen den Minoriten gegenüber einlösen. Anselmo, der Pförtner, gehört doch auch zum Konvent, oder nicht?»

Celestino nickte traurig:

«Ja, bis dahin dachte ich es auch. Aber dass er mich zum Schluss noch um Frau und Kinder bringen würde, das hätte ich dem frommen Anselmo nicht zugetraut.»

Sprach's und ging mit hängendem Kopfe aus der Küche, um sein Lager aufzusuchen. Als er die rote Schärpe von seinen Hüften nahm, fiel ihm ein, dass Margherita die Farbe gelobt hatte. Da legte er sich mit den Kleidern aufs Bett und weinte.

Ein berühmter Pianist kam nach Townbridge. Smiths Gasthaus war überfüllt. Sogar hinter der Theke der Bar drängten sich noch einige Männer. Da ertönte mitten in ein Andante hinein die Frage eines Kunstbegeisterten:

«Du, Bill, kannst du sehen, ob er geigt oder bloss bläst?» (ici)

AUS DEM SARG HALLTE PLÖTZLICH EIN SCHREI

Gibt es heute noch Scheintote?

Es geschah während des Ersten Weltkrieges. Schrecklich hatte die Schlacht um Verdun getobt. Tote und Verwundete lagen haufenweise auf dem von Granaten aufgerissenen Boden. Unter Aufsicht einiger Feldärzte schaffte man die Verletzten in die Lazarette. Zurück auf dem Feld des Grauens blieben die Toten. Allein im 4. Sektor gab es auf der deutschen Seite über 200 für tot Erklärte. Als man die Leichen in einem Massengrab beisetzen wollte, erhob sich unter ihnen zum allgemeinen Entsetzen der Pfleger der Soldat Johann Kowalski und verlangte mit schwacher Stimme einen Schluck Kognak. Sein Totenschein wurde schleunigst annulliert. Wieder einmal, wie so oft im Krieg, hatte der Scheintod den Ärzten einen bösen Streich gespielt.

Die Angst vor dem Scheintod

Viele Jahrhunderte lang beherrschte sie die Menschen als furchtbare Geissel, über die man nicht gerne sprach. Sie war nicht unbegründet, diese Angst, denkt man an die ungenügende Leichenschau im Mittelalter. Die Körper der Verstorbenen wurden, kaum ausgekühlt, der Erde übergeben. Man wollte damit das Aufkommen von Pestseuchen vermeiden. Die Angst vor dem Scheintod erhielt sich übrigens bis in unser Jahrhundert hinein, obwohl der unbemerkte Scheintod höchst selten geworden ist. Er kann beim modernen Stand der Medizin nur bei gröbsten ärztlichen Kunstfehlern auftreten.

Für 200000 Dollar klinische Untersuche

Aus Angst vor dem Scheintod bestimmte ein amerikanischer Multimillionär, dass nach seinem Ableben für ein Extrahonorar von 200000 Dollar genaueste klinische Untersuche über seinen wirklichen Tod anzustellen seien. Als weitere Vorsichtsmassnahme gegen ein Erwachen im Sarge wünschte er die Behandlung seiner Leiche mit Blausäure. Ein anderer, nicht weniger exzentrischer Mann verfügte die Enthauptung